

Der Unterschied der Erdendinge

Autor(en): **Herder, Johann Gottfried v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 4
XV. Jahrgang

in Wort und Bild

Bern
24. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Der Unterschied der Erdendinge.

Von Johann Gottfried v. Herder.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groß und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg und matt, auf abgezehrten Sträuchen,
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrei,
Daß er Raupe selbst gewesen sei.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach, daß ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.“

Angstlich spann sie sich in ihre Hülle,
Schließ, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, währte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sei.

Freund, ein Traumreich ist das Reich der Erden.
Was wir waren? Was wir einst noch werden?
Niemand weiß es; glücklich sind wir blind;
Laßt uns eins nur wissen, was wir sind.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 4

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennen gelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe Aussehen könnte, wenn sie den altmodischen Kram, der ihr aufgezwungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schrien, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten, der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Vätern und Bettern und unterstützt von den langjährigen Diensthofen der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so geknechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehen stiften ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und

um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. — —

Eine große Schönheit hatten die Stuben von Tante Ursula und Susanna aber doch aufzuweisen. Das war der Anblick der Berge, den man genoß, wenn man ans Fenstert.

Da lag die königliche Alpenkette in ihrer ganzen Ruhe und Reinheit, berührten die silbernen Gipfel den Himmel und ließen Wolken und Nebel zu ihren Füßen vorüberziehen, ließen Gewitter und Stürme sie umtoben, ließen den grauen schweren Regen sie einhüllen und verbergen und blieben doch dieselben, am ersten Sonnentag wieder in Glanz und Schönheit erstrahlend.

Aber gerade diese Herrlichkeit schien Tante Ursula und ihr Pflegekind nicht besonders zu berühren. Sie zeigten ihren Besuchern die Berge und sagten: „Nicht wahr, sie sind schön“, genau wie sie es bei den Rosen und Zwetschgen sagten, aber nie stieg ihnen das Rot der Freude in die Wangen oder traten ihnen Freudentränen in die Augen ob der Erhabenheit dieses Wunders.

Dennoch sahen sie es gerne, wenn sie auf der grünen Bank saßen und Armenisachen nähten, daß der Himmel schön blau und das Wetter klar war. Sie sagten dann zueinander: „Heute sind die Berge schön. Wir haben Nord-